

Gespensstergeschichten aus Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 32

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Vorteile der Schulberichte gegenüber dem bisher üblichen Zahlenzeugnis sind offensichtlich: weitgehendste, in alle Einzelheiten gehende Möglichkeiten zur Charakterisierung des Verhaltens und der Arbeit des Schülers.

Denken wir z. B. an die Notengebung im Aufsatz. Ein Schüler schreibt inhaltlich ausgezeichnete Arbeiten, macht jedoch unverzeihlich viele Schreibfehler. Hier wird der Schulbericht melden können:

„Schreibt gute Aufsätze in bezug auf den Inhalt, macht aber noch viele, oft recht dumme Fehler!“

Und das Zahlenzeugnis? Die Note 6 stimmt nicht der Fehler wegen und die Note 5 oder 4 nicht, weil die Aufsätze wirklich gut sind.

Der Schulbericht erlaubt, aufmunternde, anerkennende Bemerkungen zu setzen, die doch zugleich erkennen lassen, daß die Leistungen noch nicht befriedigend sind:

„Es hat beim mündlich Rechnen gebeffert!“

Die Note müßte vielleicht eine 3 sein. Oder:

„Karl hat sichtbare Fortschritte im Französisch gemacht; er muß sich aber befeßen, seine Aufgaben gewissenhafter auszufertigen.“

Mit einer derartigen Zeugnisgebung wird den Schülern Mut gemacht und zugleich werden sie und die Eltern in ganz

bestimmter Weise hingewiesen auf Schwächen und Lücken in ihrem Wissen und Können. Auch Betragen, Fleiß und Ordnungssinn des Schülers lassen sich mit Worten weit treffender kennzeichnen als mit Zahlen oder einem „gut“, „unbefriedigend“ oder „mittelmäßig“.

Die Schulberichte sind daher ein ganz vorzügliches Mittel zur Aufklärung der Eltern, und sie helfen denn auch tatsächlich kräftig mit, den Kontakt zwischen Elternhaus und Schule zu fördern. Ohne eine direkte Aufforderung zu Schulbesuchen seitens der Eltern zu enthalten, regen sie ganz von selbst solche an und veranlassen in vielen Fällen Vater oder Mutter zu einer Rücksprache mit dem Lehrer über das ihm anvertraute Kind.

Eine Ergänzung im Sinne der bisherigen Notengebung erfahren die Schulberichte durch das Jahreszeugnis. Es wird am Ende eines Schuljahres ausgestellt und enthält nur noch die Leistungsnoten für die verschiedenen Unterrichtsfächer. Schulbericht und Jahreszeugnis bilden eine Einheit und wollen als solche aufgefahrt und gelesen sein. Besonders aber der Schulbericht ist ein vielseitiges und feines Instrument. Seine Einführung darf als schöner Fortschritt in unserem Schulwesen gewertet werden, auf den die bernische Primarschule stolz sein darf.

Gespensstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Corvevon

Er geht in ein anderes Haus.

Ein Arzt bezog ein Herrschaftsgut in der Nähe der Stadt. Es fiel ihm auf, daß der Knecht stets die Laterne am Wagen brennen ließ, obwohl er ihm befahl, das Licht auszulöschen, da ja doch der Wagen nicht berührt werde. Aber es gab noch weitere sonderbare Dinge in diesem Hause. Da war ein Zimmer, das niemand zu betreten wagte. Auf einem Bette lag ein Federkissen, das eine ganz sonderbare Form aufwies. Man mochte es schütteln und streichen — die hohe Wölbung blieb bestehen.

Kurz nachdem der neue Besitzer das Haus bezogen hatte, ging er daran, an andern Ende des Hofes ein neues Haus zu bauen. An einem Abend blickte er zum Fenster hinaus. Was sah er? Ein Herr in kurzen Hosen und mit einer Puderperücke auf dem Kopfe kam zum alten Haus hinaus und ging ruhig zum neuen Haus hinüber, trat in dieses ein und verschwand. Er konnte von nirgends anders her als aus dem geheimnisvollen Zimmer gekommen sein. Und als der Arzt diesen Raum betrat, sah er, daß das Federkissen ganz flach und leer dalag. Und doch hatte seit Wochen niemand in dem Zimmer gewelt.

Man erzählte sich schauernd von dieser Erscheinung. Eine alte Näherin wußte Bescheid. Vor mehr als hundert Jahren hatte der damalige Besitzer des Herrschaftshauses in dem geheimnisvollen Zimmer ein junges Dienstmädchen ermordet. Niemand wagte ihn als Täter zu bezeichnen. Erst in seiner Todesstunde gestand er den Mord. Da schwoh das Federkissen, mit dem er das Mädchen erstickt hatte, hoch auf. Und trotz aller Bemühungen hatte es seine seltsame Form beibehalten.

„Er ist ins andere Haus gegangen?“ schrieb die Näherin entsetzt auf. „Da ist der Mord also noch immer nicht geföhnt, noch weitere hundert Jahre wird er keine Ruhe finden!“

Nun endlich fand man den Mut, das Federkissen zu verbrennen.

Das Geheimnis des Höfchens.

Es gibt einen kleinen Hof in der alten Stadt, der voller Geheimnisse ist. Da, wo der Laubenzug unterbrochen wird, öffnet er sich mit einem hohen Portal gegen die Straße zu. Aber die Flügeltüren dieser Pforte sind gewöhnlich verschlossen und niemand kann in den Hof hinein blicken. Zeitweilig, wenn der Mond am Nachthimmel steht und alles ruhig daliegt und schläft, gleitet eine Edelbame durch die Lauben, lautlos, als würden ihre Füße den Boden nicht berühren. Ohne daß die Türen des Portals sich geöffnet hätten, schreitet sie durch dieses hindurch und ist gleich einem Schemen verschwunden.

Auf das Höfchen münden die Fenster der umstehenden Häuser. Manchmal vernimmt man einen gellenden Schrei. Aufblickend gewahrt man eine Frauengestalt, die aus dem Fenster des obersten Stockwerkes hinunter stürzt und auf dem Pflaster des Hofes auffällt. Die Leute erzählen alsdann, daß sie eine Dame mit einem Herrn in Mongeperücke auf der Treppe des Hauses gesehen hätten. Plötzlich, so berichten sie, riß sich die Dame vom Arm des Herrn los, lief durch ein Zimmer, öffnete das Fenster und stürzte sich hinaus. Und wirklich melden Chronisten, daß vor ungefähr zweihundert Jahren die schwermütige Frau eines Sackelmeisters sich in das Höfchen hinunter geworfen hätte. Zweihundert Jahre — und noch heute wiederholt sich dieser traurige Vorgang.

Als das Haus, zu dem das Höfchen gehörte, einstmals in andere Hände überging, gewahrte der neue Eigentümer, daß unter den Pflastersteinen, mit denen es belegt war, sich noch eine Schicht Steine befand. Er ließ beide Pflasterstschichten entfernen, und da kamen weitere zwei oder drei Schichten großer Pflastersteine zum Vorschein. Dicht, als dürfe keine Lücke entstehen, waren die großen Steine aneinander gefügt, und ihre Zahl reichte, um ein kleines Haus bauen zu können. Was bedeutete diese vier- oder gar fünffache Pflasterung des kleinen

Hofes? Geister, unheimliche Gestalten Verstorbener seien immer wieder aus seinem Boden gekommen und hätten die Leute in Angst und Schrecken versetzt. Und es scheint, als ob die Dame, die durch die Türen des Portals glitt, und die andere, die sich aus dem Fenster des hohen Hauses stürzte, nicht die einzigen Gestalten waren, an denen sich eine Tragödie vollzog, denn eine ganze Reihe Schemen erscheinen in dem kleinen Hofe. Einige mochten dem Boden entsteigen, darauf weist die mehrschichtige Pflasterung hin. Eine einzige Schicht Steine hatte nicht genügt, ihnen den Weg an die Oberwelt zu sperren — also wurde sie verstärkt, doppelt, dreifach, vierfach.

Eine Spielhölle.

In der obern Junkerngasse steht ein großes Herrschaftshaus. Alt, sehr alt ist seine Geschichte. Einstmals stand hier das Säßhaus eines der reichsten Klöster, und in dem gegenüberliegenden Hause wurden die Pferde eingestellt, die auf ihrem Rücken die Klostergeistlichen durchs ganze Land trugen. Von dem ursprünglichen Klosterbau scheint kein Stein mehr vorhanden zu sein, denn wäre auch nur ein kleines Stück übrig geblieben, so müßten die Seelen, die seine Räume heimsuchten, auch im neuen Hause wiederkommen. Zwei Häuser verschiedener Epochen vereinen sich zu dem Herrschaftshaus. Das ältere steht mit dunkelverhüllten, ernsten Fenstern und einem düstern Portal an der Junkerngasse. Und das einer spätern und fröhlicheren Epoche entstammende blickt mit großen, hellen Scheiben, mit Balkonen und Terrassengärten auf das Rauschen der Mare hinunter.

In den beiden Häusern ereignen sich von Zeit zu Zeit spukhafte Dinge. Ein Huschen und Rennen von vielen Leuten, das Knistern von Seidenkleidern und das Anschlagen von Sporen geht durch die Säle. Man vernimmt das Knarren einer Zugbrücke, wiewohl das menschliche Auge im ganzen Hause keine solche zu erblicken vermag. Im ganzen Hause erklingen die Klänge von Glocken. Dann ein furchtbares Schreien von männlichen und weiblichen Stimmen.

Wer alsdann durch die Lauben geht, der erblickt an den vergitterten Fenstern schreckensverzerrte Gesichter von Damen und Herren in gepuderten Perücken, und an den Gitterstäben rütteln angstvoll ringgeschmückte Hände. Auf einmal löst sich vom Portal eine männliche Gestalt in Kniehosen und schnallengeschmückten Schuhen. Sie eilt über die Straße auf das gegenüberliegende Haus zu, dessen Türe sie zu verschlucken scheint, denn sie hatte sich nicht geöffnet.

Was ist geschehen? Man erzählt, daß in dem der Mare zugekehrten Hause eine Spielhölle war. Nicht nur Herren, sondern auch Damen setzten sich um den großen Tisch, um Summen, die großen Vermögen entsprachen, zu gewinnen und zu verlieren. In dem Pavillon, der die eine Ecke des Gartens verzieren, spielte sich manche Tragödie ab, die wohl große Verluste heraufbeschworen hatten. Aber auch manches Liebespiel wurde dort ausgetragen. Auch dieser Pavillon ist verzaubert verwunschen, vom Spuk erfüllt. Denn wie oft zeigt sich den Frauen, die ihn aufräumen, eine furchtbare Gestalt, deren Anblick ihr Gesicht anschwellen macht.

Von Zeit zu Zeit ertönt im Herrenhause einzig das Läuten und Klingeln aller Glocken, ohne daß eine einzige Gestalt sich zeigen würde. Man kann auch einem Ritter begegnen, der mit dem Kopf unterm Arm aus dem Portal tritt und gegen das Rathaus verschwindet. Man weiß genau, wer dieser Ritter ist: Der Adelige, der wegen Landesverrat den Tod auf dem Schafot an der Kreuzgasse erlitt. Das Schwert der Gerechtigkeit machte damals keinen Unterschied zwischen Vornehm und Gering.

Welche Bewandnis aber hatte es mit der hölzernen Brücke, von der man in Zusammenhang mit der Spielhölle erzählt? Es war eine große Treppe, die bei Gefahr herunter gelassen wurde und das Haus an der Mareseite sodann mit jenem der Junkerngasse über den Hof hinweg verband. Sie sollte den Spielern eine Rettung und ein Entkommen vor der Hand der Gerechtigkeit ermöglichen.

Psychologie des Frühstückstisches

Ein Frühstückstisch birgt viele Möglichkeiten. So harmlos, zweckmäßig und profaisch, wie er auf den ersten Blick erscheint, ist er gar nicht. Sein Drum-und-Dran sollte in jeder Beziehung zum Anbeißen sein! Bloß Tasse und Teller, ein bißchen heruntergefädeltes Brot, hingestellt auf eine halbgedeckte Tischdecke, dazu gaumenverbrennender Kaffee, womöglichst in der Küche heruntergestürzt — damit ist es nicht getan! Trotzdem hört man da manchmal eine Frau sagen: Wenn der Ehemann seinen Kaffee bekommen hat und ein paar Brote zum Mitnehmen . . . was denn sonst noch? Er ist ja schließlich nicht allein auf der Welt! Da sind auch noch die Kinder, und gerade morgens früh gibt es so vielerlei Hauskrum! Richtig gemütlich kann es doch erst abends werden.

Trotzdem sollte eine kluge Frau die Mühe nicht scheuen, Liebe und Fürsorge auf die Morgenstunde zu verwenden und dafür zu sorgen, daß der Frühstückstisch gute Laune ausstrahlt. Denn dieser Frühstückstisch ist nun einmal der letzte Eindruck, den der vielbeschäftigte Ehemann von daheim mitnimmt. Dieser Eindruck kann sich sogar sehr stark im Unterbewußtsein festsetzen, sich förmlich mit dem häuslichen Glück identifizieren. Darf es nun aber eine Frau auf sich nehmen, dieses Glück durch lieblosen Kaffee samt Zubehör, durch Hast und Eile oder einen ebelichen Disput und vielleicht sogar durch Nichterscheinen zu trüben? Ich warne! Wenig freundliche und sehnfüchtige Gedanken würden dann nach Hause fliegen. Verärgert auf nüchternen Magen würde der Ehemann ins Geschäft fahren, philoso-

phierend, daß man ihm, den „abgehezten, sich aufopfernden Ernährer“, doch wohl etwas mehr Rücksicht schulde, wenn man schon ohnehin so wenig verlangt wie er.

Und dann ersteht in seinen Gedanken der ideale Frühstückstisch. Die Phantasie malt lockende Bilder: Die Sonne scheint durch Lüllgardinen auf den sorgfältig gedeckten Tisch mit dem feinen Frühstückstuch und den hübsch geordneten Blumen. Da steht das gefällige Porzellan und der wohltemperierte Kaffee, ein liebevoll gerösteter Toast, eingekühlte Butter und die selbst-gekochte Lieblingsmarmelade. Daneben natürlich die Zeitung. Und niemand verzieht ein Gesicht, wenn man nur mal eben „einen“ Blick hineinwirft, um damit die von Frauen so beliebte, lebhaftige Frühstücksunterhaltung zu stören. Dann folgt eine halbe Zigarette — niemand sagt etwas von Gardinen oder von schlechter Luft — dazu ein paar liebevolle Plauderworte mit der Ehefrau, die frisch und munter und tipptopp gekleidet am Frühstückstisch sitzt und das Sonnenlicht nicht zu scheuen braucht. (Sonst um des Himmels Willen lieber allein und den Wiedersehensgruß im abgeblendeten Schlafzimmer abstatten, als illusionslos ins feindliche Leben zu stürzen.)

Sollte es sich nicht doch lohnen, um einen solchen Traum zu verwirklichen, frühmorgens aufzustehen und alle Fürsorge dem Morgenkaffee zuzuwenden?

Der Frühstückstisch birgt ungezählte Möglichkeiten. Eine kluge Hausfrau wird sie zu nützen wissen!